



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Caritasblüten aus der Mission 1928

10 (1928)

Caritasblüten

Nr. 10

Oktober

1928



Mein Kleinod.

Einen Kranz von Rosen, gelb und weiß und rot,
Wind ich meiner Mutter täglich bis zum Tod.
Rosen, die erblühen für die Ewigkeit,
Rosen, die mir Trost sind hier im Erdenleid.
Mag die Welt auch spotten, lieben falschen Glanz,
Mir bleibt stets ein Kleinod, Mutters Rosenkranz.

Der Rosenkranz und der sterbende Offizier.

Es war am 5. Dezember 1839, als der Pfarrer von Eurenil zu einem Kranken gerufen wurde, der in großer Gefahr war. Mit aller Mühe folgte der greise Pfarrer einem jungen Führer, indem er sich durch den Schnee, der über Nacht fußhoch gefallen war, Bahn machte. Die Turmuhr der Stadt schlug gerade 5 Uhr morgens, als die beiden vor einem alten Hause ankamen. Hier blieb der junge Führer stehen; eine schon bejahrte Frau wartete mit Ungeduld an der Türe, in ihrer Hand einen Rosenkranz haltend: „Kommen Sie schnell, Herr Pfarrer,“ sprach sie, sobald sie den Priester bemerkt hatte, „steigen Sie hier hinauf!“

Der Priester trat in ein Zimmer ein, dessen Wände ringsum mit Kriegsbildern aller Art behangen waren. Als bald erblickte er in einem großen Bette eine blasse Gestalt, in deren majestätischen Zügen der Ausdruck des Leidens ausgeprägt war. Es war ein sterbender Greis. Seine treue Dienerin Margareta hatte schon lange Zeit zu Gott gebetet, er möchte doch einen Strahl seines göttlichen Lichtes auf die Seele, die mit schnellen Schritten der Ewigkeit zueilte, herniedersenden.

Immer wieder und wieder betete sie: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns arme Sünder“ mit dem festen Vertrauen, daß ihre heißen Gebete nicht unerhört bleiben würden.

Der Pfarrer nahte sich dem Bette des Sterbenden; dieser jedoch, trotz der flehentlichen Worte des Dieners Gottes, der, sich auf die Knie werfend, ihn innigst bat, doch mit seiner Seele Mitleid zu haben, stieß den Priester zurück, der dann endlich tiefbetrübt über den Mißerfolg seiner Bemühungen von dannen ging.

Kaum war der Priester weggegangen, als der alte Krieger in eine fürchterliche Wut geriet, so daß sich die alte Dienerin weder zu raten noch zu helfen wußte. In ihrer Angst warf sie sich vor einem Muttergottesbilde auf die Knie und fing zu beten an.

Zwischen ihren Fingern glitten die Perlen des heiligen Rosenkranzes, der durch langjährigen Gebrauch fast schon ganz abgenutzt war.

Allmählich wurde der Kranke ruhiger. Da trat in strammer Haltung ein Offizier ins Zimmer, näherte sich dem Bette des Kranken und grüßte in militärischer Weise. Als der Sterbende ihn erblickte, schien er wieder aufzuleben, wie ein Licht, das noch einmal aufflackert, um seine letzten Strahlen zu werfen und dann zu erlöschen. Es entspann sich ein Gespräch zwischen den beiden Soldaten und der Kranke erkannte mit Freude in dem Angekommenen den tapferen Hauptmann Remy, der mit ihm alle Feldzüge unter Kaiser Napoleon mitgemacht hatte.

„Kannst Du wohl glauben,“ sagte der Sterbende, „daß vor zwei Stunden ein Pfarrer es gewagt hat, hierher zu kommen, um mich als Kapuziner sterben zu lassen.“

„Aber, mein Alter,“ antwortete der Hauptmann, „das ist doch sehr einfach, daß man sich im Augenblick der Abreise seinem Herrn anempfiehlt.“

„Wie, Du, ein langjähriger Soldat der alten Garde, Du würdest Deine Sünden in das Ohr eines Pfarrers flüsternd?“

„Warum nicht! Ich habe es getan und werde es noch öfter tun.“

„Dann zurück! . . . Du warst nicht bei Austerlitz!“

„Der Kaiser war da und doch hat er in seiner letzten Stunde einen Priester rufen lassen, um sich mit Gott zu versöhnen und seinen Mut in den Todeskämpfen aufrechtzuerhalten.“

„Napoleon soll gebeichtet haben?“

„Gewiß, und ist als Christ gestorben, den Namen Jesus auf den Lippen.“

Nun sah man auf dem Antlitze des alten Obersten, wie sich in seinem Herzen ein harter Kampf entspann. In diesem Augenblicke verdoppelte Margareta, in einer Ecke des Zimmers auf ihren Knien liegend, ihr Flehen:

„Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Absterbens. Amen.“

Und die mildeste Jungfrau erhörte ihr Gebet.

Plötzlich rief der Sterbende aus: „Kemy, Kemy! Du hast's erreicht. Ich glaube an Gott! Einen Priester! Einen Priester will ich!“

„Zur Stelle, Kamerad.“

„Wo ist er denn?“

„Vor Dir.“

„Wie! Kemy! Du sollst ein . . .“

„Dein alter Waffengefährte und zugleich der Priester, den Du diesen Morgen von Dir gestossen hast. Doch jetzt, mein Sohn, beginne.“

Der reuige Sünder begann nun unter vielen Tränen seine Beichte, die er mit zerknirschtem Herzen endigte. Als der Kranke, ruhig, glücklich, mit Gott versöhnt, die Stimme, die er einen Augenblick verloren, wieder erlangt hatte, sagte er zu seinem Waffenbruder, der neben ihm kniete und der jetzt sein geistlicher Vater war: „So, nun ist's gut, Kemy, sei ruhig, auch ich werde für Dich beten, nicht mehr hier auf Erden, sondern im Himmel, in welchem ich durch die Gnade Gottes bald zu sein hoffe.“

Margareta hatte sich inzwischen neben dem Bette ihres Herrn niedergekniet, der dies wohl vermuten mochte, denn seine gebrochenen Augen sahen bereits nichts mehr von dieser Erde. Sie betete mit Inbrunst, mit allen Kräften ihrer Seele. Je mehr der verhängnisvolle Augenblick herannahte, desto inständiger wurde ihr Gebet, desto schneller glitten die Perlen des Rosenkranzes zwischen ihren Fingern dahin.

„Margareta,“ sagte der Sterbende, „in den ersten Tagen des Frühlings wirst Du in die Schweiz gehen.“

„Gewiß, mein teurer Herr.“

„Du wirst zu unserer lieben Frau von Maria Einsiedeln gehen, und dort neun Tage lang für die Seelenruhe des alten Sünders, Deines armen Herrn, beten. Meine Mutter hat ein großes Vertrauen auf diese gütige Madonna gehabt.“

Nun war der Oberst an seinen letzten Augenblicken angelangt.

„Bruder“, sagte er, sich noch einmal an den Priester, seinen alten Waffengefährten, wendend, „nimm dieses Kreuz meines Kaisers, das mir das Leben bei Austerlitz gerettet hat, ich schenke es Dir . . . gib Du mir das Deinige . . . jenes meines Herrn und Gottes, es wird heute meine Seele retten.“ Das waren seine letzten Worte.

Es war 11 Uhr, da stieß Margareta einen lauten Schmerzensschrei aus . . . der Oberst Saint-Eustache hatte seine Seele Gott zurückgegeben . . .

Am nächstfolgenden 15. April sah man eine Frau in Trauer gehüllt den steilen Abhang des Hacken hinabsteigen. Es war Margareta, die nach Maria Einsiedeln pilgerte. Sie erfüllte das Versprechen, das sie ihrem Herrn gegeben, für seine Seelenruhe beten zu gehen in diesem von der seligsten Jungfrau so bevorzugten Heiligtume.



Bete! Im Gebete liegt
Wundersame Stärke.
Bete, und das Gute siegt
Dir bei jedem Werke.

Bete, wenn das Erdenglück
Fesselt deine Schwingen,
Deine Seele hält zurück
Von dem Aufwärtsdringen.

Bete auch in Not und Leid,
Bet' in allen Stürmen;
Seine Kraft wird dich im Streit
Vor Verzagtheit schirmen.

Bete nicht für dich allein!
Deiner Nächsten denke,
Daß aus seinem Gnadenschrein
Sie der Herr bedenke.

Dr. With. Reuter.

Aus dem Leben der heiligen Theresia.

In der Kirche von Avila in Spanien ist ein Grabdenkmal bemerkenswert, welches einen Edelmann auf einem Steine ruhend darstellt, neben ihm liegt seine Gemahlin und beiden quer zu Füßen die Gestalt eines Jünglings. Die Frau war, wie die Inschrift sagt, Johanna von Alhumarde, die jüngste Schwester der heiligen Theresia. Diese hatte sie im Kloster der Menschwerdung zu Avila erzogen; später fand sich ein ihr würdiger Gatte in Johann von Avalle, der einen Teil des Jahres zu Alba wohnte. Als Theresia zu Avila ihr Kloster des heiligen Joseph zu bauen begonnen hatte, waren diese ihre frommen Verwandten ihr nachgezogen, hatten daselbst ein kleines Haus gekauft und ließen dasselbe restaurieren. Gonsalva, ihr einziger Sohn, erst fünf Jahre alt, war bei ihnen. Während der Bauarbeiten stürzte unversehens eine alte Mauer ein und begrub den Kleinen unter ihren Trümmern. Als man ihn darunter hervorzog, gab der Arme kein Lebenszeichen mehr, und Vater und Mutter waren in Verzweiflung. Da nahm die Heilige ihn auf die Knie, bedeckte ihn mit ihrem Schleier, beugte sich auf sein Gesicht nieder und rief den Herrn des Lebens an. Ihr Gebet ward erhört. Donna Guimar, ihre Freundin, die Zeugin des Vorganges gewesen, sagte später zu ihr: „Mutter, das Kind war tot; wie kam es doch, daß es wieder lebendig wurde?“ Theresia lächelte, sie glaubte selbst, daß es ein Wunder gewesen. Wenn in der Folge Gonsalva sich den Gebeten der Heiligen empfehlen wollte, erinnerte er sich gern an diesen Vorgang. „Kleine Schwester meiner Mutter,“ sagte er eines Tages zu ihr, „ich habe Sie sehr lieb, Sie müssen auch für mich beten, daß ich in keine Sünde falle und in den Himmel komme. Sie sind geradezu verpflichtet, es zu tun. Haben Sie mich nicht auf dem Wege aufgehalten, als ich noch ein kleines Kind war?“ Dann faltete er die Hände und fügte voll Innigkeit hinzu: „O meine Mutter, wie viele Jahre könnte ich schon die Anschauung Gottes genossen haben, wenn Sie mich nicht gehindert hätten, zu ihm zu gehen? Sehen Sie, was Sie mir geraubt haben und deshalb mir schuldig sind. Ich will mein Recht geltend machen und appelliere an Ihre lieben Gebete.“

Theresia hörte das mit tiefster Rührung an, sie kümmerte sich um die zeitlichen Angelegenheiten ihres Neffen, wie hätte sie gegen seine ewigen gleichgültig sein können? Gonsalva kam an den Hof des Herzogs von Alba, führte da ein heiligmäßiges Leben und starb noch jung. Wer sollte ihn nicht um sein Los beneiden? Erschien er doch wie vorausbestimmt zur seligen Anschauung Gottes, die er mit solcher Inständigkeit von der Vermittlung der Heiligen reklamiert.

Ein Brief aus Süd-Afrika.

Der Schreiber dieses Artikels ist der in ganz Süd-Afrika bekannte hochverehrte Pater Bernard Huß, Direktor des Mariannahiller Lehrerseminars, in Mariannahill. Er wünscht die Veröffentlichung dieses Briefes in unseren Caritasblüten. Darum können wir nicht umhin, einige Worte über den hochwürdigen Schreiber dieser Zeilen voranzuschicken. — Rev. Pater Bernard gilt als Autorität in der süd-afrikanischen Eingeborenen-Frage und wird oft aus Regierungs- und akatholischen gebildeten Kreisen um seine Meinung gefragt. Protestantische Schulmänner sprechen von ihm als von „our Father Bernard“, unser Pater Bernard. Er beherrscht außer dem Englischen drei der verbreitetsten Eingeborenen-Sprachen Südafrikas: das in Natal gesprochene „Zulu“, das „Sesuto“, die Sprache Basutolands und das in Kapland weit verbreitete „Kosa“. Ferner ist er Verfasser zahlloser Artikel und Aufsätze in verschiedenen Zeitungen Südafrikas über Ackerbau, Volkswirtschaft, Psychologie und Soziologie. Sein Handbuch über Ackerbau ist in den südafrikanischen Schulen bis an den Zambesi im Gebrauch und hochgeschätzt. Der seeleneifrige Priester, ein Mann des Gebetes und der Arbeit, stellt seine reichen Talente ganz in den Dienst Gottes und der Religion, und seine Bücher atmen so recht den katholischen Geist. Als eine Art Wanderapostel durchreist er weite Strecken Südafrikas zur religiösen, moralischen, intellektuellen und wirtschaftlichen Hebung der Eingeborenen und hält eine Art Hochschulkurse über Ackerbau, Volkswirtschaft, Psychologie, Soziologie und ähnliche Themen. Einer seiner Lieblingsgrundsätze ist das Jesu-Wort: „Ut vitam habeant et abundantius habeant.“ — Damit sie das Leben haben, und es im Überflusse haben.“

Mariannahill, 7. Juli 1928.

Ehrwürdige Mutter!

Seit fast einem halben Jahrhundert arbeitet die Mariannahiller Mission an der Bekehrung und der religiösen, kulturellen und wirtschaftlichen Erziehung und Hebung der Eingeborenen Südafrikas, und in all den Jahren standen den Mariannahiller Missionaren stets treu zur Seite die Missionschwester vom kostbarsten Blut (gegründet wurde diese Kongregation in Mariannahill im Jahre 1885 vom hochwürdigsten Abt Franz Pfanner). Es fehlte zumal nie an frommen, fähigen und praktischen Lehrschwester, bis in den letzten Jahren ein empfindlicher Mangel an Nachwuchs fühlbar wurde und grade jetzt, wo Schulen und Anforderungen sich mehren und viele Schulen mit tüchtigen Lehrkräften besetzt sein wollen.

Sie, Ehrwürdige Mutter Paula, haben alles getan, was in Ihren Kräften stand, um der Mariannahiller Mission zu Hilfe zu kommen und mit weitem Blicke in die Zukunft eine eigene Missionschule in Neuenbeken bei Paderborn gegründet, wo Mädchen von 14 Jahren an für das Lehrfach in den Missionen vorbereitet werden und Jungfrauen von 19 bis 22 Jahren mit Vorbildung Gelegenheit zu weiterer Ausbildung finden.

Da ich speziell seit meiner Berufung als Direktor des kath. Lehrerseminars Mariannahill an den Missionschwester vom kostbarsten Blut eine besondere Stütze fand und ohne deren opferwillige und tatkräftige Mithilfe das Seminar nicht hätte leiten können und grade in schweren Stunden und in schwierigen Verhältnissen den größten Verlaß an ihnen hatte, so möchte ich

nicht nur im Interesse Ihrer Genossenschaft, sondern auch in meinem eigenen und dem der ganzen Mission Mariannhill weitere Kreise auf die Schultätigkeit dieser Schwestern aufmerksam machen und mit der ganzen Wärme meines priesterlichen Herzens um den Eintritt frommer und begeisterter Kandidatinnen in diese Genossenschaft werben.

Im ersten Vierteljahrhundert (1885—1910) waren in den zahlreichen Elementarschulen der Mariannhiller Mission in Natal, Ostgrigualand und Rhodesia meistens nur Missionschwestern vom kostbarsten Blut tätig. Sie legten mutig Hand ans Werk, bemehsterten die Eingeborenen-Sprachen und lehrten die Kinder Religion



Schwester Julia mit ihrer Bubenschar.

und christliche Sitten, Lesen, Schreiben und Rechnen und alle nützlichen Handarbeiten. Das war eine schwere, opfervolle Arbeit, begleitet von den Hindernissen, die heidnische Eltern und Verwandte ihnen in den Weg legten und von dem Widerwillen der Naturkinder gegen allen Zwang, welchen Zucht und Gesittung von selbst mit sich bringen. — Aber mit Gottes Gnade gelang das Werk. Dazu kamen noch die stets wachsenden Forderungen der Schulbehörde. Englisch und Geographie, zumal Heimatkunde und die Geographie des britischen Reiches waren von Anfang an Gegenstände des Lehrplanes.

In den Jahren nach 1910 nahm das Schulwesen einen ungeahnten Aufschwung. In fortschreitender Reihenfolge wurden Geschichte, Gesundheitslehre, Naturgeschichte und ein gründ-

licherer Unterricht im Englischen und in den Eingeborenen-Sprachen in den Lehrplan aufgenommen. Die Missionschwestern vom kostbarsten Blut machten mit, unterzogen sich den Examina und bestanden sie. Gegen Ende des zweiten Jahrzehntes dieses Jahrhunderts kamen die sogenannten „Intermediate“ Schulen auf, eine Art Mittel- oder erweiterte Elementarschulen, in welchen außer den obengenannten Gegenständen Physiologie, eine vertiefte Kenntnis des Englischen und der Muttersprache (Zulu) sowie vertiefter Religionsunterricht (täglich eine halbe Stunde) etwa wie auf deutschen Realschulen besondere Pflege finden. Wiederum erschienen die Missionschwestern vom kostbarsten Blut auf dem Plane und leiteten blühende „Intermediate“ Schulen, z. B. in Centocow, Reichenau, Mariathal, Maria Katschik usw.

Inzwischen war die Bildung unter die Eingeborenen tiefer eingedrungen, so daß man auch schwarze Lehrkräfte mehr als bisher in unseren Missionschulen heranziehen konnte. Das wäre aber nie möglich gewesen ohne die langjährige opferreiche Lehr-tätigkeit unserer Missionschwestern. In der großen Missionsstation „Mariazell“ waren über zwanzig Jahre lang zwei Schwestern, Sr. Junipera und Sr. Eusebia, in dem dortigen Lehrerseminar tätig, so daß Hunderte von männlichen und weiblichen Eingeborenen dem Unterrichte dieser beiden Schwestern ihr Lehrereyamen verdanken.

Es ist unmöglich, die vielen Missionschwestern vom kostbarsten Blut mit Namen zu nennen, welche als ehrwürdige Veteraninnen unserer Schulen ununterbrochen jahrzehntelang als Lehrerinnen und Katechistinnen mit unermüdlichem Eifer wirkten, wie die am 8. Dezember 1924 verstorbene Schwester Philippine, welche 32 Jahre in der Schule tätig war (1885—1918), Schwester Engelberta fast ebenso lang, Schwester Rudolfsina, Schwester Venantia (gest. am 4. April 1926), die jetzige Mutter Provinzialin Hilaria, Schwester Amiliana, die jetzige Generalleiterin der Kongregation der eingeborenen Schwestern, der Töchter des heiligen Franziskus, und viele, viele andere. Eine derselben Schwestern wirkte 26 Jahre lang an derselben Schule als Lehrerin und Katechetin auch bei Erwachsenen, so daß sie im Laufe der Jahre deren Kinder und Kindeskinde unterwies.

Inzwischen wurden auch die abzulegenden staatlichen Prüfungen immer schwerer, aber die Schwestern bereiteten sich mutig vor und bestanden dieselben mit Gottes Hilfe. Schwester Luzia und Schwester Maxima besuchten sogar die Universität in Marienburg, der Hauptstadt Natal's.

Nun ist es an mir, der ehrwürdigen Mutter Paula persönlich meinen Dank auszusprechen für die großen Dienste, welche die ehrwürdigen Schwestern mir seit 12 Jahren im katholischen Lehrerseminar Mariannahill leisteten, zumal die am 9. März 1925 infolge eines Sturzes vom Pferde verstorbene Schwester Ignatia

(eine Deutsch-Amerikanerin und leibliche Schwester der bereits erwähnten Sr. Amiliana), ferner Schwester Klementia, Schwester Generosa, Schwester Gustavina und die jüngeren Schwestern Schwester Hyronima und Schwester Edista. Ich erkläre, daß ohne dieselben das Lehrerseminar Mariannahill nicht zu dieser Blüte gelangt wäre. Ja, infolge der unermüdlchen Hingabe und Berufstreue sowie der gründlichen Unterrichtsmethode überflügelte das Mariannahiller Seminar mit Gottes Gnade sogar die längst bestandenen protestantischen Seminare in vielfacher Hinsicht. Hunderte von eingeborenen Lehrern und Lehrerinnen verdanken den Schwestern ihre Ausbildung und jetzigen guten Stellungen.

Die guten Lehrschwestern vom kostbarsten Blut haben im Stillen gewirkt, zum Artikel- und Aufsatzschreiben über ihre Lehrtätigkeit fehlte es ihnen an Zeit. Sie mochten es wohl auch als unbescheiden halten, über ihr Wirken in die Welt hinaus zu berichten. Da aber jetzt infolge des Mangels an neuen Berufen, zum Teil wegen der Verborgenheit des in Holland ziemlich abseits gelegenen und wenig bekannten Mutterhauses „Heilig Blut“ bei Helmond, ihrem segensreichen Wirken Nachteil droht, so will ich wenigstens meine Stimme zu ihren Gunsten erheben. — Südafrika ist reif zur Ernte aber der Schnitter und Schnitterinnen sind wenige. Mögen dieses wohl bedenken fromme, für das Lehrfach geeignete Jungfrauen in allen deutschen Gauen, nicht nur in Deutschland selbst, sondern auch in Osterreich, in der Schweiz, in Holland, in Polen und in den Vereinigten Staaten von Amerika. — Deutsch-Amerikanerinnen scheinen besonders geeignet für die südafrikanische Mission zu sein wegen ihrer in Südafrika unerläßlichen Kenntnisse der englischen Sprache und wegen des den Amerikanern eigenen praktischen Sinnes, dessen die apostolischen Arbeiterinnen neben kindlichem Gottvertrauen, gediegener Frömmigkeit und echter Tugend gerade in der Mission sehr bedürfen.

„Auf zum heiligen Werke der Mission, — auf nach ‚Heilig Blut‘, dem Mutter- und Noviatshause der Missionschwestern vom kostbarsten Blut bei Helmond in Holland, Post Beek en Donk, oder in das Missionskloster der heiligen Familie in Neuenbeken bei Paderborn (Westf.). Es handelt sich um Gottes Ehre und das Heil unsterblicher Seelen.“

Möge der liebe Gott das hier Gesagte segnen und die heiligen Schutzengel ihr heiliges Werk an den Seelen durch fromme Eingebung beginnen.

„Divinorum divinissimum — operari in salutem animarum.“
Das Göttlichste des Göttlichen ist, mitzuwirken am Heile der Seelen.

P. Bernard Huß
Direktor des Lehrerseminars Mariannahill.

Obigen Ausführungen kann ich nur von ganzem Herzen beistimmen. Wir Mariannahiller Missionare sind den Missionschwesteren vom kostbarsten Blut zu innigem Dank verpflichtet für ihre treue Mitarbeit in der Mission hier in Südafrika, besonders in den Schulen. Mögen besonders in unserer Zeit, wo die protestantischen Missionen sich alle Mühe geben, ihre Missionschulen auf die zeitgemäße Höhe zu bringen, wo ferner auch die Regierungen sich bestreben, die Schulen ganz unter ihren Einfluß zu ziehen, recht viel junge Mädchen sich melden, um hier in Südafrika als Lehrerin zu helfen, auf daß dem lieben Heiland die ihm so fernen Kinder gerettet werden.

H. Arndt, R. M. M.

General-Superior der Mariannahiller Mission.



Tandekile.

Bitte aufnehmen.“ Diese Worte standen auf dem kleinen Zettelchen, das vom Pater Missionar unterschrieben war. Ein heidnisches Mädchen, Tandekile mit Namen, meldete sich mit diesem Briefchen in der Hand an unserer Pforte. Voll Freude und Dank, daß der Herr wieder ein Schäfchen in seinen Schafstall führen wolle, nahmen wir die Kleine auf und reiheten sie in die Schar unserer Schulkinder.

Eines Tages, während die Kinder im Freien spielten, vermißten wir plötzlich Tandekile. Sie hatte sich in einem nahe gelegenen Bananenhain versteckt und die Ursache ihrer Flucht war ihren Spielgenossinnen bald klar. Das scharfe Auge der Kinder hatte in der Ferne den heidnischen Bruder von Tandekile entdeckt, und die Erfahrung sagte uns allen: er kommt, um das Mädchen für zehn Ochsen an einen Heiden zu verkaufen. In der Tat stürmte er in die Schule, fragte nach dem Kinde, suchte und forschte überall herum, doch vergebens. Auf alle versänglichen Fragen, welche er an die Kinder stellte, lautete die einstimmige Antwort: „Asimazi ubalekile“, wir wissen nicht, wohin sie ist — sie ist fortgelaufen.“ Ärgerlich ging er fort und drohte, die Polizei zu holen.

Beim Herannahen der Dämmerung schlich Tandekile sich aus dem Bananenhain in den nahe gelegenen Kuhstall, wo sie sich noch mehrere Tage aufhielt aus Angst, der Bruder könne sie mit Gewalt wegholen. Wir hielten es nun für ratsam, dem mutigen Kinde, das so guten Willen zeigte und vorzügliche Eigenschaften an den Tag legte, zur Flucht nach einer weit entfernten Missionsstation zu verhelfen. Das geschah auch. Bald

war das nötige Geld zusammengebracht und in Begleitung starker Mädchen eilte unser Flüchtling vor dem Morgengrauen zur Bahnstation.

Bald erhielten wir sehr gute Nachrichten über Tandekile, und sie selbst blieb in stetem Briefverkehr mit uns. Zwei Jahre später wurde sie zur heiligen Taufe zugelassen und erhielt den Namen „Ignatia“.

Jetzt, nachdem sie bereits sechs Jahre Christin ist, äußert sie den Wunsch, bei unseren eingeborenen Schwestern, den Töchtern des heiligen Franziskus, die unter unserer Leitung stehen, eintreten zu dürfen. Die junge schwarze Kandidatin berechtigt zu den schönsten Hoffnungen, unter ihren Stammesgenossen viele Seelen für den Himmel gewinnen zu können.



Große Gunst.

Eine unserer ältesten Missionarinnen, Schwester Amabilis, meldet uns aus Ostafrika: Morogoro war und bleibt immer ein großes Sorgenkind unserer Mission. Es wimmelt ja von Mohammedanern. Außerdem sind fast alle Nationen hier vertreten und mit ihnen alle möglichen Sekten. Trotzdem kann ich auch etwas Tröstliches berichten.

Ungefähr 4—5 Stunden von Morogoro entfernt haben wir zwei Schulen und die Leute dürsten nach dem Christentum. Wenn die Geldfrage nicht wäre, so könnten wir mit Gottes Gnade in ganz kurzer Zeit alle früheren Schulen hier eröffnen und noch viele neue dazu. In Anbetracht der überwältigenden Missionsarbeit, die wir hier verrichten könnten, wenn wir nicht von allen Seiten gebunden wären, habe ich es gewagt, persönlich zum Sultan zu gehen und ihm unsere Schulfrage vorzulegen. Dank der außergewöhnlichen Hilfe Gottes wurde ich gegen alle Erwartung von ihm sehr gütig empfangen und bekam meine Bitte gerne gewährt. Fünf Tage nämlich nach diesem Besuch hatte der Sultan alle Häuptlinge zusammengerufen und ihnen strengstens aufgetragen, alle Kinder in die Missionschule zu schicken. Sollten einige Eltern sich weigern, es zu tun, dann müßten deren Kinder mit Gewalt in die Regierungsschule nach Morogoro gebracht werden, wodurch ihnen große Unkosten entstehen wegen Nahrung und Kleidung der Kinder.

Sämtliche Häuptlinge haben darauf dem Sultan zur Antwort gegeben: „O nein, Bwana Sultan, wir wollen das letztere nicht, sondern das erste. Unsere Kinder sollen zu Hause in die Missionschule gehen — die Mission soll nur kommen und die Schule bei uns anfangen. Wir werden unsere Kinder gerne geben.“

Bei meinem Besuch sagte mir übrigens noch der Sultan: „Sage Deinen Lehrern, daß sie es mir selbst berichten sollen, wenn der Häuptling nicht das Seinige tut, damit die Kinder fleißig zur Schule kommen. Ich werde dann sehen, was mit dem betreffenden Häuptling zu tun ist.“ Außerdem bekomme ich vom Sultan für jede Schule, die ich eröffne, noch eine schriftliche Empfehlung, und diese gilt den Schwarzen zehnmal mehr als ein Schreiben von der europäischen Regierung.

Eine solche Gunst und ein solches Privilegium hat die Mission noch nie bekommen. Jedenfalls hat hier wieder die göttliche Vorsehung gearbeitet und das Herz des Sultans gelenkt.



Allelei aus unseren Missionsgebieten.

Aus der Mission Kilema.

Vor einiger Zeit nahm ich die Violine mit in die Schule. Kurz vor der Pause sagte ich den Buben: „Jetzt gebt einmal gut acht, ich zeige euch etwas.“ Dann ging ich zum Pult und nahm den Geigenkasten heraus. Lautlose Stille. Einige kletterten auf die Bänke, um besser sehen zu können. Mund auf und die Augen weit auf. Was konnte das doch nur sein? Ein langer Kasten, schwarz, mit einem Griff daran, vorne schmal, hinten breit, so etwas hatten sie noch nie gesehen. Endlich kam es aus einer Ecke: „Ein Schießgewehr!“ Noch ein paar andere stimmten verständnisvoll bei. „Ein Kasten, um die Monstranz aufzubewahren,“ lönt es aus einer anderen Ecke. Ja, das mußte wohl richtig sein. Die Monstranz war ja ein kostbarer Gegenstand, man konnte sie nicht einfach so herum stehen lassen, man mußte sie schon vorsichtig einpacken. Ich lachte und fing an, den Kasten zu öffnen. Erst das eine Häkchen, dann das andere und dann auch noch das kleine Schließchen. Endlich war der Inhalt sichtbar. Und jetzt glänzten die Gesichter. „Kinanda, Kinanda“ (Musikinstrument), schrien alle, und sofort war es wie in einem Bienenkorb. Jeder sumnte ein Liedchen, und der Alois stellte sich auf die Bank und markierte den konservatorisch geprüften Virtuosen. Allerdings, daß man einen Bogen gebrauchte für die Geige, konnte er ja nicht wissen. Sein Daumen tat es gerade so gut. Jetzt nahm ich die Geige vollends heraus und ließ sie gründlich in Augenschein nehmen. Da war noch vieles, was sie noch nie gesehen hatten, die Wirbel, die Saiten, das Steg Brett, die Schalllöcher usw. Was bedeutete das doch alles? Und wenn sie doch nur einmal wüßten, wie das Ding zu handhaben wäre, ob's mit dem Gesicht nach oben oder nach unten schauen muß, ob's in den rechten oder den linken Arm genommen wird, ob auf dem breiten oder auf dem schmalen

Teil getrommelt wird. Alles Rätsel, die ihnen niemand lösen konnte, bis dann endlich aus der ersten Bank das Kommando erkönte: „Die Schwester soll spielen.“ Gehorsam nahm ich die



Geige. Wie erstaunten aber alle, als ich das Ding auf die Schulter nahm und nicht unter den Arm. Das mußte doch komisch aussehen, mit dem Daumen so hoch in der Luft herum-

zufuchteln. Doch sieh, so wird's ja gar nicht gemacht. Die Schwester hat ja einen langen Stock in der Hand. Wo kommt denn der auf einmal her? Ja, der war auch in dem schwarzen Kasten. Den hatten sie noch nicht gesehen. Und dann ging es los: „Nachtigall, Nachtigall, wie sangst du so schön . . .“ Und sofort wollten einige mitsingen nach Herzenslust. „Still,“ mahnen die andern. Sie wollten erst die wunderbaren Töne, die aus dem Ding hervorgezaubert wurden, rein und ohne Beimischung genießen. So spiele ich denn die erste Strophe. Bei der zweiten fällt der ganze Chor mit ein. Hei, wie das klingt und wie die Augen leuchten. „Ein anderes Lied,“ kommandiert der lange Joseph, und seine weißen Zähne blihen. Sie wollten doch sehen, ob man wirklich alle Lieder auf dem Ding spielen kann. Wir singen noch drei oder vier. Ja, wirklich, alles kann man darauf spielen und sogar Kirchenlieder. Da, hört nur: „Seht den Leib dahin gegeben für die Welt den Kreuzestod,“ könt es jezt durch den Schulraum. Ganz andächtig sihen sie da, als wären wir in der Kirche, und eine weihevollte Stimmung überkommt mich. Sie können schon schön singen, diese schwarzen Krausköpfe. Und meist geht's gleich zweistimmig, wirklich schön. Ich muß mich immer daran erbauen. Zum Schluß singen wir noch der lieben Mutter Gottes ein Liedchen. Dann ist es genug. Voller Befriedigung gehen sie hinunter auf den Spielplatz und tauschen gegenseitig ihre Gedanken aus über die klugen Europäer, die so schöne Dinge zu machen verstehen. Schw. Theonestta.

Aus Otting.

Schwester Delphina berichtet folgendes: Am Samstag, dem 19. Mai, hatten wir feierliche Taufe von 54 Täuflingen, welche alle Zuschauer durch ihre Andacht erbauten. Rev. Pater Rektor begann um 7 $\frac{1}{2}$ Uhr die großen Zeremonien. Alle, selbst die alten Weibchen, standen die ganze Zeit mit hochgefalteten Händen und blieben schön in der Reihe wie Soldaten. — Als bei der Überreichung des weißen Kleides ein alter Mann von Rev. Pater Rektor gefragt wurde ubani gama lakona (Wie heißt Du?) antwortete er laut und freudig: „Nging'n Sankte Petrus — Ich bin der heilige Petrus“, anstatt zu sagen: „Igama lami'n Petrus — Ich heiße Petrus“. Ob nicht der heilige Petrus am Himmelstor selbst dazu geschmunzelt habe, der gute Alte meinte es herzlich gut. Gebe Gott, daß von diesen jungen Christen keiner verloren gehe.

✠

Mein Herz, was schlägst du gleich so bange,
Wenn dir der Vater Trübsal schickt?
Sei ruhig, Herz, es währt nicht lange:
Bald endet alles, was dich drückt.

Auf Wiedersehen im wahren Vaterhaus!

Erzählung aus dem Missionsleben von J. P.

I.

Im Südwesten des „Reiches der Mitte“, wie die Chinesen ihre Heimat gerne bezeichnen, liegt die Provinz Setchuan. — Setchuan ist ein Bergland, reich an landschaftlicher Schönheit. Gegen Osten zu erweitert und verflacht sich jedoch das Land und bietet hier eine entzückende Hügellandschaft. Dorf reiht sich an Dorf. Soweit das Auge reicht, grünschimmernde Reisfelder. Jede Handbreit Boden wird benützt und sorglich angebaut.

Dort, wo das Bergland in den flacheren und fruchtbareren Teil der Provinz übergeht, liegt die Stadt Kia-ting, der Sitz eines Unterpräfecten, und in diese Stadt möge mir der freundliche Leser im Geiste folgen.

Im Palaste des Unterpräfecten herrscht heute eine gewaltige Aufregung. Der Hausherr, dessen seidene Mütze mit dem Kristallknopf uns einen hohen Mandarin erkennen läßt, ein kleiner, dicker, beweglicher Mann, läuft in seinem prunkvoll ausgestatteten Wohnzimmer voll größter Erregung auf und ab.

„O Gott!“ jammert er. „Was doch diesen hochmögenden Herren auf dem Kaiserhofe alles einfällt! Ein solcher Auftrag! Ach, der kostet mich den Kopf! Ich armer, ich unglücklicher Mann!“

Jetzt wirft er sich auf einen zierlichen, seidenüberzogenen Divan und starrt eine Weile vor sich hin auf den Boden. „Ja, so ist es!“ fährt er stöhnend fort. „Auf jeden Fall kostet's mich das Leben. Gehorche ich nicht, so gebe ich mich dem Schwerte preis — gehorche ich aber — nun, dann bringt mich das empörte Volk um. O, wenn doch der erhabene Sohn des Himmels, der hochweise Kaiser, es wüßte, wie das Volk die Fremden haßt, deren Religion er zu schützen befiehlt! Un wer muß zulezt den Zorn des empörten Volkes fühlen, als wir arme Mandarine! O, daß mich Gott diesen Tag erleben ließ.“

Um was handelte es sich denn eigentlich?

Aus Tsching-tu, der Hauptstadt von Setchuan, kam ein bestaubter Bote des Vizekönigs, welcher dem Mandarin den Befehl der Regierung überbracht hatte, daß der christliche Glaube überall gegen jegliche Angriffe geschützt werden müsse.

Am kaiserlichen Hofe in Peking hatten sich zwei Parteien gebildet. Die eine mit dem jungen, willenlosen Kaiser an der Spitze, sah die Rettung des Reiches nur in einer völligen Änderung der bisherigen Regierung. Sie war zur Zeit, da unsere Geschichte beginnt, am Ruder und erließ Schlag auf Schlag neue Gesetze, die in ihrer Überstürztheit den Zorn und Unwillen des an den alten Überlieferungen zähe hängenden Volkes erregten. Am meisten tat dies der Erlaß, daß die christliche

Religion, die bisher nur unter den größten Schwierigkeiten an einzelnen Orten Fuß gefaßt hatte, im Lande geduldet werden müsse und die Missionare in ihrem Wirken nicht gehindert werden dürften. Dabei schürte und wühlte die Gegenpartei, an deren Spitze die Kaiserin-Mutter stand, aus allen Kräften, diese Erbitterung unter dem Volke noch mehr zu nähren.

So standen also die Dinge in China, und wir werden demnach die Aufregung des guten Kuang-fu, so der Name des Vizepräfecten von Kia-ling, begreifen, als er den erwähnten Auftrag des Groß-Mandarins von Tsching-tu erhielt, bei dessen Ausführung er für seinen Kopf bangte. Eben beginnt er wieder, vom Sofa aufspringend, seine erregte Wanderung durch das Zimmer, als sich im anstößenden Gemache ein Geräusch vernehmen läßt. Gleich darauf tritt ein kaum zwanzigjähriges Mädchen herein und kommt besorgt auf den stöhnenden Alten zu.

„Was ist dir, liebster Vater? Schon lange höre ich dich laut jammern. Ist dir etwas geschehen? Hast du einen Kummer? Geh, sag ihn mir“, schmeichelt sie.

„Das ist nichts für dich, mein Täubchen!“ versetzt Kuang-fu ausweichend.

„Du mußt mir es sagen!“ beharrte das Mädchen. „Du darfst mich für kein Kind mehr halten.“

Der Mandarin zögerte. „Nun gut! Ich habe soeben den Auftrag erhalten, diese verdammten Europäer, die auch in unserer Stadt zahlreich sind, zu schützen, und insbesondere deren Priester, die uns eine neue Religion bringen wollen.“

Die Augen des Mädchens begannen zornig zu funkeln. „Und das willst du tun?“ stieß sie hervor.

„Aber kann ich denn anders?“ klagte der Alte. „Ich weiß wohl, daß ich in Gefahr komme, dafür vom Volk bei erstbesther Gelegenheit gekötet zu werden, aber wenn ich mich weigere, dem Befehl nachzukommen, kostet es mich noch sicherer den Kopf.“

(Fortsetzung folgt.)



Eingegangene Spenden.

Für die Mission: M. Gladbach Mk. 8,30, Gelsenkirchen Mk. 5,—, Leinesfelde Mk. 2,50, Ruppichteroth Mk. 12,—; für Maria Einsiedeln: Pronsfeld Mk. 50,—; für Heidenkinder: Amerika Mk. 63,—, Neuenbeken Mk. 21,—, Gesefe, Franz-Joseph Mk. 22,50, Benhausen, Wilhelm Mk. 25,—; für die Missionschule: Riegelsberg Mk. 15,—. Allen unseren Wohltätern sagen wir ein recht herzliches Vergelt es Gott! — Es segne und schütze alle unsere Wohltäter das kostbare Blut unseres Herrn Jesu Christi! — Mit diesem Segenswunsch schließt dreimal täglich unser Gebet für die lieben Wohltäter.

Gebetserhörung.

Der heiligen Theresia vom Kinde Jesu sei innigst gedankt für ihre Hilfe in schwerer Krankheit. Veröffentlichung war versprochen. Frau M. in G.